Mein Heim

Bleibende Stätte.

Hier soll ich also dauernd bleiben,
Hier ist mir Haus und Hof bestellt –
Mich aber plötzlich überfällt
Ein Bangen, nimmer zu beschreiben!
Hier steht mein Hof, hier steht mein Haus –
Und auch mein Grab, — hier harrt die Erde,
Bereit, daß ich verschüttet werde.
Mir ist, als wär' mein Hoffen aus,
Mir ist, als ob der Tod sich setze
Zu mir, in eine stille Ecke,
(Wie Spinnen an der Zimmerdecke)
Zu weben mich in seine Netze!

Emil Claar.

Die Frau vor dem Spiegel.

Ein Frauenkenner, der als Sohn, Bruder, Enkel, Bräutigam, Neffe, Vater und Großvater seine Beobachtungen angestellt hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, eine wichtige Lücke in der statistischen Wissenschaft auszufüllen. Er ist nämlich dahin gelangt, die gewiß wichtige Frage, wie die obige, zu beantworten. Es wird dabei der Zeitraum vom sechsten bis zum siebzigsten Lebensjahre angenommen und im Detail hat er als Basis angenommen, daß das kleine Mädchen vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahre täglich 7 Minuten vor dem Spiegel vertrödelt, vom zehnten bis zum fünfzehnten kontrolliert die Heranwachsende ihre Schönheit eine Viertelstunde lang, vom fünfzehnten bis zwanzigsten erfreut sie sich täglich ebenfalls eine Viertelstunde ihrer Reize. In den nun folgenden Jahren vom zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre werden 22 Minuten notwendig, vom fünfundzwanzigsten bis dreißigsten steigert sich der Zeitaufwand bis zu einer halben Stunde. Sodann geht die Linie wieder abwärts, vom dreißigsten bis fünfundreißigsten Jahre werden sechs Minuten weniger notwendig, in dem Zeitraum vom fünfunddreißigsten bis 40. sinkt die Quote auf 18 Minuten, vom vierzigsten bis fünfzigsten auf 12 Minuten und vom fünfzigsten bis sechzigsten Lebensjahre auf 7 Minuten. In den Jahrzehnten, welche das weibliche Greisenalter einleiten, also vom sechzigsten bis siebzigsten begnügt sich die Frau mit der wenigen Zeit von 6 Minuten. Es ergibt sich alles in allem die Gesamtsumme von 349 575 Minuten, das sind 5826 Stunden oder etwas mehr als 242 Tage zu 24 Stunden. Die wichtige Frage läßt sich daher ziemlich präzise mit drei Worten beantworten: „Rund acht Monate." Das dürfte aber nur für Frauen mit einer normalen Tätigkeit richtig sein, eine Mode- und Weltdame müßte in der Zeit ganz bedeutend höher eingeschätzt werden, auch wird sich hier in dem Zeitraum von dreißig Jahren der Zeitbedarf steigern, statt verringern.

Haus- und Zimmergarten.

Eine treffliche Antwort. Aus des berühmten Politikers Windthorst Studienzeit wird folgende Geschichte erzählt. Und zwar handelt es sich um eine Antwort, die der als recht streitbar bekannte Herr gab. Ein baumlanger Kommilitone war mit dem kleinen stud. jur. Windthorst in einen Streit über eine juristische Frage geraten, bei welcher Gelegenheit der schlagfertige kleine David dem nicht allzu gelehrten Goliath bedeutend überlegen war. Der Lange wurde endlich wütend. „Wenn Sie nicht endlich mit Ihrer Superklugheit schweigen," rief er wütend, „so stecke ich Sie in meine Tasche." — „Nun, wissen Sie," sagte Windthorst, „stecken Sie mich lieber in Ihren Kopf, da ist mehr Platz drin."

Der unerkannte Professor. Von dem verstorbenen Professor Julius Euting, Direktor der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, wird folgende Geschichte erzählt. Zwei Herren aus Norddeutschland begegneten dem unscheinbaren, in seiner gewöhnlichen Joppe keineswegs dem Geheimrat ähnlichen Männchen und fragten nach dem Wege in eine entferntere Straße. Euting sagte bereitwilligst: „Ich gehe denselben Weg, wenn mir die Herren nur folgen wollen." Nach einer Weile sagte einer der Fremden: „Wenn Sie denselben Weg gehen, so könnten Sie mir wohl meinen Überrock tragen." — „Gerne," sagte der Professor. Abermals nach einer Weile: „Vielleicht könnten Sie auch noch diese Handtasche nehmen." „Mit Vergnügen." Wieder nach einer kleinen Weile: „Es ist wahrhaftig eine afrikanische Hitze heute. Könnten Sie mir nicht auch noch meinen Überzieher tragen." — „Gewiß," sagte noch immer im freundlichsten Tone Euting. „Aber eine afrikanische Hitze ist das noch lange nicht." — „So? Kennen Sie denn die afrikanische Hitze so genau?" sagte der Unverfrorene und sah den Geheimrat zweifelnd an. „Gewiß, und außerdem noch die arabische." — „Wirklich? Sind Sie denn dort gewesen und was haben Sie denn da getan?" — „Ich habe Inschriften abgeklatscht." — „Wie sind Sie denn dazu gekommen? Sind Sie etwa bei einer Expedition gewesen?" — „Jawohl." — „Bei welcher?" — „Bei meiner eigenen. Mein Name ist Geheimrat Euting." Mit diesen Worten reichte er dem Verblüfften seine Karte, entledigte sich seiner Bürde und wünschte glückliche Weiterreise.

Körper- und Gesundheitspflege

Nervöser Schnupfen. In ärztlichen Kreisen neigt man sich immer mehr der Auffassung zu, daß der Begriff des Schnupfens eine große Anzahl verschiedenartiger Krankheiten umfaßt. Namentlich ist der sogenannte nervöse Schnupfen unbedingt von den sonstigen Schnupfenanfällen zu unterscheiden. Für gewöhnlich versteht man darunter jene Form, die ganz plötzlich auftritt und ebenso plötzlich nach kurzer oder langer Dauer wieder verschwindet. Gewisse Umstände lassen dabei eine Abhängigkeit des Leidens von den Nerven deutlich erkennen. Der nervöse Schnupfen ist nicht selten mit andauernden Nieskrämpfen verbunden und in ganz schweren Formen sogar mit asthmatischen Erscheinungen. Die Schleimhäute der Nase sind dabei meist stark gerötet und geschwellt. Fast immer geht mit den Anfällen eine gesteigerte Erregbarkeit der Nerven Hand in Hand, die sich teils in vermehrter Reizbarkeit, teils in ausgesprochener Nervenschwäche äußert. Man hat gegen den nervösen Schnupfen schon viele Heilmittel mehr oder weniger vergeblich angewandt; mit etwas mehr Erfolg hat ein Arzt das Adrenalin angewendet, einen aus den Nebennieren gewonnenen Stoff. Man wird allerdings in diesem Stoff noch nicht ein unfehlbares Kampfmittel gegen den nervösen Schnupfen erblicken dürfen, weil die Zahl der behandelten Fälle bisher noch zu gering ist, um bereits ein endgültiges Urteil zu gestatten.

Der Bienenstich gegen Rheumatismus. Der Bienenstich soll ein Volksmittel gegen den Rheumatismus sein. Wenn die Biene einen gesunden Menschen sticht, so entsteht eine Quaddel und eine schmerzhafte Anschwellung; es können auch Kopfschmerz und Ohnmacht hinzutreten. Wenn aber ein an Gelenkrheumatismus Erkrankter von einer Biene gestochen wird, so tritt keine Schwellung auf, sondern diese stellt sich erst nach mehreren Stichen ein; dabei verschwindet aber der quälende Schmerz im erkrankten, mehrfach gestochenen Gelenk.

Luftige Ecke.

Der Idiot. Hill: „Also Fräulein William ist verlobt? Himmel! Die ist ja wohl bald mit jedem Narren in der Stadt verlobt gewesen. Wer ist denn der letzte Idiot, den sie sich geangelt hat?" — Zinks: „Ich selbst."

Zufrieden. Richter: „Angeklagter, der Staatsanwalt hat gegen Sie zwei Jahre Gefängnis beantragt. Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?" — Angeklagter: „Nein, ich möchte Sie bitten, auch nichts hinzuzufügen."

Die Sprechmaschine. „Mich hat eine Sprechmaschine ganz nervös gemacht." — „Drücken Sie sich doch genauer aus, ein Grammophon oder eine Frau?"

Warum? „Liebe Cousine, darf ich dir zum Abschied einen Kuß geben?" — „Muß es denn gerade zum Abschied sein?"

In die Traufe. „Damit meine Frau nicht den ganzen Tag am Klavier sitzt, riet ich ihr, sich eine Freundin anzuschaffen." — „Und — — ?" — „Nun hat sie eine — — und spielt mit ihr jetzt immer vierhändig.

Auflösung des Rätsels aus voriger Nummer.
Hände — Handschuhe.

Unterhaltungs-Beilage
zum
Allgemeinen Anzeiger
und
Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 29. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(29. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ja, er konnte mit den Resultaten seiner Reise durchaus zufrieden sein.

Er nahm die Schriftstücke zur Hand, Papiere, die durch die äußere Anordnung des Inhalts und die Stempel, die sich merkbar hervordrängten, einen sehr ernsthaften Charakter trugen, legte sein Notizbuch, einige Zettel und ein Blatt, das wie ein Geschäftsbuch liniiert war, vor sich hin, nahm die Feder, und begann mit kalligraphischer Schrift die einzelnen Posten einzutragen.

Das waren die Früchte seiner Reise. Die Erfindung, die er anbot, hatte überall großes Erstaunen hervorgerufen und auch freundliche Aufnahme gefunden. Er kam nicht mit Geldsäcken beladen zurück, wenngleich er einige Schecks über hohe Beträge mit sich führte. Aber er hatte Verträge in der Hand, die ein großes Vermögen darstellten. Die Verträge waren mit Fabriken geschlossen worden, die sich auf die Erzeugung der Erfindung Dörings einrichten wollten. Die Gelder für die Lizenzen, die Erlaubnis, diese Erfindung auszubeuten und sie in großem Maßstabe zu vertreiben, waren in kurzen Fristen fällig und mußten innerhalb weniger Monate eingehen.

Schon jetzt konnte Hofer ziffernmäßig feststellen, daß sie beide, er und Döring, innerhalb der wenigen Wochen ein glänzendes Geschäft gemacht hatten und sich schon jetzt als vermögende Leute betrachten durften, wenngleich sie im Augenblick noch nicht über die Gelder verfügten.

Mit einem Gefühl großer Befriedigung machte Hofer den letzten Strich unter die Zahlenreihen. So bedeutende Zahlen hatte er schon lange nicht verzeichnen können, und so ansehlichen Besitz, wie er ihn nunmehr aufweisen konnte, hatte er noch vor wenigen Wochen selbst in seinen kühnsten Hoffnungen nicht erträumt.

Jetzt aber nahm er mit frohem Gesicht einen Briefbogen und schrieb an Else. Er zeigte ihr kurz an, daß er ausgezeichnete Geschäfte gemacht habe, die ihm schon jetzt eine aussichtsreiche Zukunft gesichert hätten und bat sie, ihn zu benachrichtigen, wann er sie endlich nach langer sehnsuchtsreicher Zeit wieder sehen könne.

Der angenehme Teil seiner Tätigkeit war vollständig erledigt. Nunmehr stand er vor dem peinlichen Problem, das seine Beziehungen zu Frau Hartmann in sich schloß. Er hatte auf dem Wege viel darüber nachgedacht, aber er vermochte noch immer nicht die Richtung zu finden, die er hätte einschlagen können, ohne Frau Hartmann eine bittere Enttäuschung und eine kleine Beschämung zu bereiten. Schon während der Reise war ihm wiederholt der Gedanke gekommen, diese Angelegenheit offen mit Kiesewetter zu besprechen. Und indem er jetzt den sinnenden Blick auf das Briefchen der Frau Erna richtete und sich darüber den Kopf zerbrach, wie er sich aus seiner peinlichen Lage befreien sollte, fiel ihm kein anderer Gedanke ein, als wieder nur der Versuch, die Sache durch Kiesewetter regeln zu lassen.

Er machte sich zum Fortgehen fertig. Und schon war er im Begriff, das Zimmer zu verlassen, als Frau Krawe, seine Wirtin, mit einem Brief eintrat, der eben gekommen war.

Hofer erkannte sofort die Handschrift Dörings. Dieser schrieb ganz kurz — der Brief kam aus Brüssel:

„Lieber Hofer. Sie finden mich Mittwoch vormittag im Laboratorium. Hoffentlich kommen Sie mit Schätzen reich beladen. Ich grüße Sie freundschaftlich, Ihr

Döring."

Mittwoch war morgen. Und Hofer freute sich herzlich auf den Moment, da er mit Döring nach solchen Erfolgen zum erstenmal zusammentreffen würde.

Er bummelte nun langsam durch die Straßen seines geliebten Berlin, das er ja wochenlang nicht gesehen hatte. Er hatte keine besondere Eile. Das Gespräch, das er mit Kiesewetter zu führen hatte, konnte ihn nicht zu schnellerem Schritt anspornen. Und als er endlich doch in die Straße gelangte, in der sich der Laden Kiesewetters befand, bewegte er sich so zögernd wie ein Mensch, der immerfort überlegt, ob er denn nicht am besten täte, an Ort und Stelle umzukehren.

Aber schließlich nahm er sich zusammen, schritt gerabeaus und rasch auf den Laden zu und trat ein.

Mit einem Ausdruck angenehmer Überraschung erhob sich Kiesewetter von seinem Sitz.

„Sie sind es? Wirklich Sie, in eigener Person?" fragte er mit freundschaftlichem Ausdruck.

Sie drückten sich herzlich die Hand wie zwei Männer, die warme Sympathie für einander haben. Und fast in gleichem Moment öffnete sich die mit der weißen Gardine verhangene Tür und Frau Annie wurde sichtbar.

„Na, das sind mir schöne gute Freunde!" meinte sie vorwurfsvoll. „Sie verschwinden ganz plötzlich, lassen alle Geschäfte und Ihre Kunden im Stich, und geben von sich nicht das geringste Lebenszeichen. Wo waren Sie denn die ganze Zeit? Verreist, ja, das wissen wir. Und sie kümmern sich gar nicht darum, daß Sie von einer hübschen Dame mit Sehnsucht erwartet werden? Haben Sie schon Besuch gemacht?"

„Nein, Frau Kiesewetter", antwortete er, während ein Zug von peinlicher Verlegenheit über sein Gesicht huschte.

Sie war ein wenig verwundert, aber doch erfreut, daß der erste Besuch ihrem Manne und ihr galt.

„Na, Sie gehen ja wohl noch heute hin", meinte sie in freundschaftlichem Ton.

Man begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Da Frau Kiesewetter den Besucher lediglich als guten Freund betrachtete, fand sie es nicht nötig, wieder in die Wohnung zurückzugehen. Nun war Hofer in der Klemme. Sollte er die Sache vor der jungen Frau verhandeln?

Der freundliche Zufall, daß ein dem Arbeiterstande angehöriger Mann in den Laden trat, um sich über etwas Unwesentliches zu erkundigen, kam Hofer diesmal zu Hilfe. Frau Kiesewetter hatte sich zurückgezogen mit der Absicht, sofort wiederzukommen. Im Moment aber, als

der Uhrmacher und Hofer allein blieben, sagte dieser rasch und leise:

„Ich muß Sie sprechen, aber unter vier Augen. Unbedingt. Keine Geschäfts- und keine Geldsachen — etwas Privates. Sehen Sie zu, daß es möglich wird."

Frau Kiesewetter war wieder da und begann, Hofer so recht nach Frauenart auszufragen, welches Geschäft er jetzt betreibe und wie er jetzt lebe. Er erklärte es ihr, sie verstand jedoch die Sache nicht, begnügte sich aber mit dem Umstande, daß sein Geschäft jedenfalls gut sei und reichen Verdienst einbringe.

„Ach, wenn wir auch so etwas fänden —" seufzte sie sehnsuchtsvoll, „das geht bei der Uhrmacherei alles so langsam . . . "

„Es wird schon noch schneller gehen", tröstete Kiesewetter.

Plötzlich sprang Frau Kiesewetter von der Sache ab.

„Na, Herr Hofer", fragte sie „was sagen Sie nur zu der neuesten Diamantengeschichte?"

„Wie? Zu welcher?" fragte er verständnislos.

„Haben Sie denn nicht die Zeitung heute gelesen?" sagte sie verwundert.

„Nein — was ist denn so Besonderes darin?"

„Ja, wirklich etwas Besonderes. Eine Sache beinahe genau wie Ihre Geschichte in Frankfurt!" rief sie. „In einem großen Hotel in Paris ist ein Wiener Juwelier angekommen mit einer Menge Diamanten, legte sich ruhig zu Bett, und wie er am Morgen aufsteht, war alles weg! Soll ich Ihnen die Zeitung bringen?"

„Nun weiß es ja Herr Hofer", meinte Kiesewetter, der eine Gelegenheit suchte, das Gespräch abzubrechen. „Er kann ja die Zeitung später lesen."

„Und der Dieb?" fragte Hofer.

„Unbekannt natürlich", antwortete Kiesewetter. „Man hat mehrere Leute verhaftet, aber der rechte ist nicht dabei.

Frau Annie wollte es sich aber nicht nehmen lassen, Hofer die Zeitung zu zeigen. Sie verschwand in ihr Zimmer, und in diesem Moment fragte Kiesewetter:

„Wollen Sie noch die Zeitung hier lesen?"

„Nein", antwortete Hofer, „es eilt mir nicht."

Kiesewetter stand auf, und Hofer nahm seinen Hut.

Als Frau Annie zurückkam, sagte Kiesewetter:

„Herr Hofer sagte mir eben, daß er etwas Eile habe. Ich will auch noch einen kleinen Geschäftsgang machen."

„Aber davon weiß ich ja gar nichts —" bemerkte Frau Annie überrascht.

„Na, ich will es dir schon später sagen", meinte Kiesewetter ruhig . . .

Verdutzt, mißmutig blieb Frau Annie stehen und sah den beiden Männern nach, die sich eilig entfernten. Und während sie die Straße dahinschritten, brachte Hofer sein Anliegen vor und bat Kiesewetter um Vermittelung und Ausgleichung.

Der sonst so ruhig denkende Uhrmacher war über die diplomatische Mission, mit der er beehrt wurde, absolut nicht entzückt.

„Eine unangenehme Frauengeschichte", brummte er ärgerlich, während er sich verlegen den roten Kopf kraute. Er fürchtete sich ein bißchen vor einer Auseinandersetzung mit seiner Annie, und war auch recht besorgt, daß die Freundschaft zwischen ihr und Frau Hartmann dadurch in die Brüche gehen könnte.

Aber schließlich kam der kluge Kiesewetter doch auf einen Ausweg, der für Hofer freilich nicht mit Annehmlichkeit verbunden war. Frau Annie sollte wohl vermitteln . . . aber dazu mußte Hofer doch einen entschuldigenden Brief schreiben . . . Jedenfalls war die Sache ihrer Lösung nahegebracht . . .

Als Hofer mit leichterem Herzen in seine Wohnung zurückkam, lag die Antwort von Else bereits vor. Sie wollte noch in den ersten Nachmittagsstunden in die Konditorei kommen, wo sie sich früher wiederholt getroffen hatten.

Er warf einen Blick auf die Uhr und war überrascht, daß es schon weit über Mittag war. So lange also hatte er sich mit dem Besuch und dem Zusammensein mit Kiesewetter aufgehalten. Nun mußte er sich beeilen, wenn er Else nicht warten lassen wollte.

Doch als er hinkam, war sie noch nicht da. Er machte eine Bestellung, nahm gemächlich Platz und griff, um sich die Wartezeit zu verkürzen, nach einer Zeitung.

Da fiel sein Blick auf ein langes Telegramm aus Paris, das die Meldung über den Juwelendiebstahl enthielt, von dem Frau Kiesewetter gesprochen hatte.

„Sonderbar", dachte er, nachdem er den Bericht mit größter Spannung gelesen hatte. „Genau derselbe Fall, wie bei mir. Es fehlt nur noch die Vertauschung der Garderobe . . . das wird dem Schuft diesmal zu umständlich gewesen sein."

In diesem Moment trat Else ein. Sie begrüßten sich so herzlich, wie sie es nur in einem öffentlichen Lokal konnten.

Als sie Platz nahm, fiel ihr Blick sofort auf die Zeitung.

„Du hast wohl die Geschichte aus Paris gelesen?" sagte sie. „Ja, lieber Erich, ich glaube bestimmt zu wissen, wer der Dieb gewesen ist . . ."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es war ein sonniger, leuchtender Septembertag, einer jener schönen Herbsttage, die bereits mit einem kühlen, frischen Morgen beginnen, dann eine sommerliche Hitze bringen, die langsam abklingt als letzte Wärmeperiode des abSteigenden Jahres, die Zeit, die jenen gewaltigen Schauern vorangeht, mit denen die Stürme des Oktobers über die Erde dahinrasen.

Vor dem Hause, in dem er wohnte, stand Erich Hofer und blickte in das flutende, zauberische Licht, das die Straße übergoldete. Die kühle Morgenluft, der leise Wind, der sanft dahinstrich, erfrischten ihn, und er atmete stark und tief, als wollte er sich neue Kraft holen.

Er sah bleich, übernächtig und müde aus. Er hatte eine schlaflose Nacht verbracht, hatte sehr früh das Bett verlassen, die zeitigen Morgenstunden mit allerlei Nebensächlichem vertan, und jetzt machte er sich auf den Weg in die Chausseestraße zu Döring, der ihn im Laboratorium erwartete. Versonnen und ohne rechte Kraft schritt er vorwärts. Noch nie in seinem Leben war er so widerstrebend einen Weg gegangen wie diesen. Selbst beim Gang zu Junghaus an dem Tage, nachdem er aus Frankfurt gekommen war, war sein Herz nicht von einer so schweren Last bedrückt wie jetzt bei dem Gedanken, bald mit Döring zusammentreffen zu müssen . . .

Da war er nun vor der Tür des Laboratoriums. Er stand einige Sekunden wie gefesselt reglos, als wäre es ihm unmöglich, die Schwelle zu überschreiten.

Wie nach mühsamem Treppensteigen atmete er tief und schwer auf. Dann gab er sich einen Ruck, machte den letzten Schritt zur Türe und trat ein.

„Guten Morgen, Erich Hofer!" rief ihm Döring heiter entgegen, indem er sich in seiner Beschäftigung unterbrach und dem Eintretenden lebhaft und mit freudigem Gesicht entgegenging. Er streckte ihm die Hand entgegen, nahm die Hofers, drückte sie warm und herzlich, ohne daß der Druck von Hofer erwidert wurde. Döring bemerkte das nicht. Er ging in das letzte Zimmer, wo allerlei auf dem Tisch lag, und Hofer folgte ihm.

Da blieb Hofer einen Moment horchend stehen.

„Sie lassen Ihre Dynamo laufen?" bemerkte er, ohne daß er sich etwas dabei dachte.

„Ja", antwortete Döring, „ich lade die Akkumulatoren und will auch sonst Strom haben . . . Ich will doch noch meine Gesellschaft mit einigen Diamanten erfreuen — bloß um Frieden zu halten.

„Hm", machte Hofer, ohne auf dieses Thema näher eingehen zu wollen.

„Na, wir haben ja brillante Geschäfte gemacht!" sagte Döring in bester Stimmung. „Ich wußte es ja . . . Sie sind ein tüchtiger Kerl, Hofer. Ich habe in Ihnen den besten Mann erwischt."

„Meinen Sie?" fragte Hofer in einem so eigentümlichen Ton, daß Döring befremdet aufsah und Hofer erst jetzt aufmerksamer anblickte.

„Sie sind ja so blaß", bemerkte Döring, „sind Sie krank, Hofer?"

„Ich fühle mich nicht ganz frisch", antwortete Hofer müde, „aber es wird wohl bald vorübergehen. Wir können ruhig von unserem Geschäft sprechen."

Döring brachte einen Stuhl, Hofer setzte sich und holte Papiere aus seiner Tasche hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Ein unverschämter Mitreisender.

Von S. Luß.

(Nachdruck verboten.)

Gott sei Dank! dachte Paula Heerkamm, als auf dem Schweizer Bahnhof zu Basel alle ihre Mitreisenden den Zug verließen, und sie sich allein in ihrem Abteil sah. Sie hatte sich mit den drei Herren, die fast die ganze Strecke von Frankfurt mit ihr zusammen gefahren waren, sehr angenehm unterhalten, und doch war sie jetzt froh, allein zu sein, denn sie hatte seit einigen Stunden mit wahrem Heldenmut die Schmerzen verbissen, die sie am rechten Fuße spürte, und die mit jedem Augenblicke gewachsen waren.

Sobald sie allein war, zog sie den rechten Schuh aus, holte aus ihrem Korbköfferchen einen bequemen Pantoffel heraus und saß nun, wenn auch nicht ordnungsmäßig beschuht, doch von Schmerzen erleichtert, heiter gestimmt in ihrem Abteil.

Gott sei Dank, sagte sie nochmals, ich werde die Strecke bis Olten allein sein und meinen schmerzenden Fuß auf die Bank legen können, alles ist schon eingestiegen, es ist keine Gefahr, daß noch einer hier einsteigt.

Der eine junge Mann, der noch auf dem Bahnsteig stand, würde wohl nicht mitfahren, er hatte ja kein Gepäck, und zudem war er Raucher, der eifrig an seiner Zigarre zog, er würde schlimmstenfalls in ein Raucherabteil steigen, und sie fuhr ja Nichtraucher. Sie machte es sich deshalb bequem, legte den schmerzenden Fuß auf die Bank und ihr Fahrscheinheft neben sich, um es gleich zur Hand zu haben, wenn der Schaffner zur Kontrolle kommen sollte. Da, als der Zug sich schon in Bewegung setzen wollte, warf der Raucher da draußen die Zigarre fort, sprang auf das Trittbrett und betrat die Abteilung für Nichtraucher. Obgleich mehrere völlig leere Abteile vorhanden waren, schob er die Türe auf zu Paulas Abteil und setzte sich nach kurzem Gruß ihr gegenüber. Sie hatte kaum Zeit gehabt, ihren Schuh unter den Sitz zu schieben und sich ordnungsmäßig zurechtzurücken.

„Ein unverschämter Mensch," dachte Paula, es kostete sie Überwindung, den Gruß des Herrn zu erwidern.

„Hoffentlich fühlen Sie sich durch meine Gesellschaft nicht belästigt, Fräulein Heerkamm — —"

„Wie? Sie kennen mich?"

„Ich habe leider nicht das Vergnügen."

„Sie redeten mich doch mit meinem Namen an."

„Den las ich auf Ihrem Fahrscheinheft, auf dem Ihre Unterschrift ja in großen, schöngeschwungenen Zügen steht."

„Unverschämter Mensch," dachte Paula, und riß ihr Fahrscheinheft errötend an sich.

„Ich freue mich immer, fuhr der „unverschämte" Mitreisende fort, „wenn ich eine so deutlich lesbare Namensunterschrift sehe; es beweist Mitteilsamkeit, Rücksichtslosigkeit, Mangel an Schönheitssinn, wenn jemand seinen Namen, die Etikette seiner Person, unleserlich schreibt, und Damen haben zudem noch häufig den Fehler, ihren Namen kraftlos, charakteristisch-unpersönlich zu schreiben, Ihre Unterschrift aber, Fräulein Heerkamm . . ."

„Bitte, mein Herr, fade Schmeicheleien sind . . ."

„Ich denke nicht daran," antwortete der „unverschämte" Mitreisende, und sprach über das Reisen in der Schweiz, über das Wetter, über Tagesfragen und das alles so klug, in so prickelnd-geistreichen Ausdrücken, daß Paula den „unverschämten" Menschen, der sie immer mit ihrem Namen anredete, unwillkürlich aufmerksam anhörte und erst höflich, schließlich aber angeregt lebhaft antwortete. Der „unverschämte" Reisende wußte so angenehm zu unterhalten, daß sie ihre Schmerzen vergaß und überrascht war, als der Schaffner rief: „Olten, nach Luzern umsteigen."

Sie griff rasch nach ihrem Handgepäck.

„Ach, Sie fahren nach Luzern, Fräulein Heerkamm, ich hoffte schon, da Sie doch Rundreiseheft über Genf haben, Ihre angenehme Gesellschaft bis Lausanne zu behalten, aber kümmern Sie sich nicht um Ihr Gepäck, Ihr Zug hält ja gerade neben diesem, ich reiche es Ihnen in den Wagen."

In der Tat umsorgte er sie so eifrig wie ein treuer Bruder, und als sie im Wagen saß, rief er: „Hoffentlich sehen wir uns wieder, die Welt ist so klein, und die Schweiz noch kleiner."

Kaum war Paula abgefahren, als sie zu ihrem Schrecken bemerkte, daß ihr Schuh unter der Bank liegen geblieben war.

„Den Schuh," dachte sie, „wird der Mitreisende wohl gefunden haben und wird ihn auf dem Fundbureau in Lausanne abgeben."

Dadurch kam sie wieder auf ihren Reisegesellschafter zurück. Paula war ein auffallend schönes Mädchen und wurde deshalb auf Reisen und in Gesellschaften von jungen Männern so umschwärmt, daß sie sich manchmal durch zuviel Aufmerksamkeit belästigt fühlte, aber so „unverschämt" wie dieser hatte sie doch noch keiner als selbstverständliche Bekannte behandelt.

In Luzern angekommen, schickte sie eine Depesche nach Lausanne, fragte mit bezahlter Rückantwort nach dem verlorenen Schuh und bat, ihn nach Engelberg, Hotel Titlis, zu senden.

Wenigstens hatte sie die Genugtuung, bei ihrer Ankunft in Engelberg die Meldung des Lausanner Eisenbahnvorstandes vorzufinden: „Schuh gefunden, geht Ihnen zu."

Ihrer Freundin, die sie veranlaßt hatte, zu ihrer Gesellschaft nach Engelberg zu kommen, erzählte sie alle ihre Reiseerlebnisse und war erstaunt, als diese sagte: „Unverschämt" nennst du den Reisenden, weil er seinen Namen nicht nannte, nachdem ihm der deinige durch kluge Ausnützung eines Zufalls bekannt geworden? Im Gegenteil, das ist ein Zeichen bescheidener Zurückhaltung, er wollte den Zufall nicht dazu ausnützen, um seine Person in den Vordergrund zu schieben, sofern du ihn nicht als Ausgleich geradezu um seinen Namen gebeten hättest."

Paula, die die Sache nicht von dieser Seite betrachtet, überhaupt nicht geahnt hatte, daß man sie auch so auffassen konnte, wurde dadurch noch ärgerlicher, und ihre Mißstimmung wurde noch wesentlich gesteigert, als der verlorene Schuh nicht ankam, wie die amtliche Depesche es angekündigt hatte. Sie war schon drei Tage in Engelberg, der Schuh kam nicht. Sie schrieb einen höflichen Brief an das Fundamt in Lausanne und in Luzern, die Antworten kamen umgehend, aber beide lauteten: „Von einem verlorenen und gefundenen Schuh ist uns hier nichts bekannt."

Die Beamten wußten wirklich nichts mehr von dem Schuh, denn Paulas Mitreisender hatte mit seinem scharfen Blick natürlich auch bemerkt, daß seine schöne Reisegefährtin einen Schuh und einen Pantoffel anhatte, und hatte nach ihrer Entfernung auch den vergessenen Schuh gefunden. In Lausanne angekommen, teilte er dem Bahnhofsvorstand mit, daß Fräulein Paula Heerkamm, eine Bekannte von ihm, einen Schuh habe stehen lassen, man möge ihm sagen, ob sie schon deswegen telegraphiert habe.

„Ja, soeben," war die Antwort, „sie bittet um Nachsendung in das Hotel Titlis, Engelberg."

„Schön," antwortete der Mitreisende und ehrliche Finder, „ich werde ihn sofort selbst dahin besorgen, Sie brauchen sich darum nicht weiter zu kümmern."

So war es begreiflich, daß man in den Fundbureaus nichts wußte, und doch in der Depesche die Zustellung in Aussicht gestellt hatte.

Paula hatte nach acht Tagen die Wiedererlangung ihres Schuhes aufgegeben, als ein im Hotel Engel wohnender Dr. Winter, Rechtsanwalt, anfragen ließ, ob er Fräulein Heerkamm sofort sprechen könne.

„Gott sei Dank!" seufzte Paula unwillkürlich auf, als in der Person des gefürchteten Rechtsanwalts der „unverschämte" Mitreisende eintrat.

„Gilt das erleichterte Aufseufzen mir persönlich," fragte Dr. Winter, der ein ebenso scharfes Gehör zu haben schien, wie er einen bewundernswert schnellen Blick bewiesen hatte, „oder gilt es dem verlorenen, niedlichen Schuh?"

Der Dank, den Paula für das persönliche Überbringen des Schuhes aussprechen mußte, half ihr über die Verlegenheit weg, die der erste Teil der Frage hervorgerufen hatte. Dr. Winter verstand es, sie bei der Besiegung der Verlegenheit zu unterstützen, indem er sie um Verzeihung bat für das verspätete Überbringen.

„Ich hatte die Absicht, den Schuh sofort selbst hierherzubringen," sagte er, „deshalb hatte ich auf dem Telegraphenamt Ihren Aufenthalt ausgeforscht, aber ein plötzliches Unwohlsein verhinderte meine Abreise."

Von Paula und noch mehr von ihrer Freundin wurde die zarte Aufmerksamkeit des „unverschämten" Mitreisenden so sehr gepriesen, daß er bald mit höchster Huld überschüttet wurde. Seine „Unverschämtheit" wurde jetzt als schönste Tugend anerkannt, und nach einigen Wochen durfte der „unverschämte Mitreisende" mit Paula und ihrer Freundin zusammen die Rückreise nach Frankfurt antreten, um an Paulas Eltern die Frage zu richten, ob er die Reise durchs ganze Leben mit ihr gemeinschaftlich machen dürfe. Von Paula hatte er schon vorher eine bejahende Antwort auf dieselbe Frage erhalten.